

Vorwort

Als Wissenschaftler, der wissenschafts- und erkenntnistheoretisch auf die Forschung der KollegInnen¹ schaut, hat man es in vieler Hinsicht leicht. Ohne selbst etwas zu produzieren, d.h. zu forschen, kann man durch die Brille des Kritikers mit erkenntnis- und wissenschaftstheoretischer Überlegenheit auf das Werk der anderen schauen. Am schönsten und leichtesten sind dabei scheinbar negative Beispiele, die sozusagen das wissenschaftstheoretische Fettnäpfchen nationalistischer Fehlschlüsse und aussagenlogischer Abkürzungen mitgenommen haben, ohne darum zu wissen. Als Außenstehender kann man dann leicht der Besserwisser sein und das Haar in der Suppe bei den anderen suchen und finden. Doch, und das soll an dieser Stelle betont werden, muss sich der Erkenntnistheoretiker der Wahrheit stellen, dass die Forschung, die mit Engagement und Herzblut geführt wurde, immer noch bedeutungsvoller ist als jede Kritik. Das gilt es insbesondere vor dem Hintergrund der vielen engagierten WissenschaftlerInnen und PraxisforscherInnen zu betonen, die neben Beruf und ohne hochschulische Anbindung und Anstellung ihre Forschungsinteressen und -vorhaben vorantreiben und der wissenschaftlichen Gemeinschaft im Rahmen ihrer Publikationen zur Verfügung stellen und damit ein Feld bestellen, was zukünftig seine Früchte tragen wird.

Die Rettungswissenschaft ist eine neue Disziplin. Als KritikerInnen gilt es das Neue zu würdigen, denn das Neue braucht auch FreundInnen und UnterstützerInnen. Denn die Zunft, die Wissenschaftsgemeinschaft, re-

1 In diesem Buch wird bei Pluralformen das »Binnen-I« oder die neutrale Form genutzt, um alle beziehen, nur die männliche Form gewählt wurde, so ist dies nicht geschlechtsspezifisch gemeint, sondern geschah ausschließlich aus Gründen der besseren Lesbarkeit.

agiert oft ungnädig auf neue Talente, neue Zugänge, neue Disziplinen und neue Erkenntnisse. Während die altehrwürdigen WissenschaftlerInnen hinter den dicken Mauern der Universitäten bereits Gesagtes wieder und wieder durchkauen, wagen sich die RettungswissenschaftlerInnen hinter ihrer Deckung hervor. Sie wagen etwas, weil sie Beobachtetes hinterfragen, sich selbst darin reflektieren und am Kartenhaus aus Bürokratie, monodisziplinärer Selbstherrlichkeit und juristischer Flankenattacken rütteln. Der Preis, den sie zahlen, ist hoch. Sie müssen sich offenbaren, wenn sie Erkenntnisse in gereviewten Journals einreichen und »abblitzen«, weil die universitären KollegInnen vieles und anderes besser wissen und der eingereichte Beitrag einfach nicht dazu passt. Gabi Reinmann et al. (2010, S. 62) stellt treffend heraus, wie disziplingeleitet, willkürlich und interessengeleitet häufig Reviewverfahren in namhaften Kontexten sind.

Es gilt hier zu sagen, dass der vorliegende Band ein Tribut an all die ForscherInnen und ihre Ergebnisse ist, da außergewöhnliche Forschungen und unerwartete Daten mein Verständnis von der Kunst der Wissenschaft und Forschung herausgefordert haben. Sie haben mich angetrieben zu untersuchen, die »Sprachen und Signale« in der Disziplin wahrzunehmen, wie es Jürgen Henningsen (1980) in einem gleichnamigen inspirierenden Band für die Erziehungswissenschaft formuliert hat. Es geht hier darum, der Frage nachzugehen, was gute Forschung in der Rettungswissenschaft ist und wie Wissen und Erkenntnis möglich sind. Ich will keinen Hehl daraus machen, dass in meiner eigenen Forschung oftmals solche Betrachtungen zu kurz gekommen sind und sicher zahlreiche erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Schnitzer, Ecken und Kanten darin gefunden werden können. Die vielen Arbeiten der KollegInnen, auf die ich mich im vorliegenden Band beziehe, zeigen mir, dass der beste Forschende der ist, der hinausgeht und wirklich forscht und sich nicht in seinen Elfenbeinturm der Hochschule und Universität zurückzieht, um aus sicherer Distanz mit erhobenen Zeigefinger und gerümpfter Nase den Menschen draußen das Leben und die Wirklichkeit zu erklären, die er selbst nur aus Büchern kennt.